östliche Art in einer vollendeten Harmonie vereinigte. Sie selbst war noch in strengster Abgeschiedenheit erzogen worden und hatte wenig gelernt. Sie holte die Lücken ihrer Bildung in eifriger Arbeit nach und wirkte für die bessere Erziehung der Mädchen, indem sie Hochschulen für Frauen und Volksschulen gründete.

Es war ihr nicht vergönnt, dem Kaiser selbst Kinder zu schenken; aber die Sprößlinge, die die Nebenfrauen Mutsuhito schenkten — auch der heutige Kaiser ist ein solcher —, erzog sie mit hingebender Liebe, sandte fünf von den Kaiserkindern nach Europa und ist dem jungen Mikado eine geistige Mutter geworden. Unermüdlich war sie im Wohltun; während des russischen Krieges trat sie selbst an die Spitze des Roten Kreuzes und hat die ganze Wohltätigkeitsbewegung in Japan in umfassender Weise organisiert.

Chinesisches in der heutigen Mode.

China, das alte Kulturland, das Ben Akibas Spruch „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" wahr zu machen scheint, hat das Abendland in diesem Jahre bereits mit einem Modeanz beschenkt, den man in Paris und Newyork in die Salons einzuführen versuchte. Nun will eine englische Modephilosophin sogar herausgefunden haben, daß die neuesten Toiletten nichts weiter sind als die Ausstrahlung chinesischer Trachten, die im Lande der Mitte bereits vor Jahrhunderten getragen wurden. Oestlich mutet ja so manches an den Kleidern unserer Damen an: die riesigen Schleifen, die faltigen Draperien; aber daß wir bei den Töchtern des Himmels dabei in die Schule gegangen sind, das hat wohl bisher noch niemand geahnt. Miß Dicks behauptet es in einem Vortrag, den sie dieser Tage in London hielt. „Die Chinesin von heute," so erzählt sie, „kleidet sich nicht mehr wie ihre fernen Vorfahren; das tut sie nur. Ich habe die alten chinesischen Bilder und Manuskripte im Britischen Museum studiert und ich bin zu dem Resultat gekommen, daß das, was wir den neuesten Stil unserer Mode nennen, nicht viel mehr ist als eine Nachahmung dessen, was Dame Shang und Dame Shen vor vielen Jahrhunderten trugen. Enge Röcke, Fischschwanzschleppen, lange Bänder und große Knoten, der kurze, niedrige Schuh und sogar die weiten Aermelkleider, all diese heute modernen Dinge bildeten den Anzug der Chinesin in der Höchsten Blütezeit des Reiches."

Erotische Schuhmoden.

Die Schuhmode zeigt in ihren neuesten Formen gar manche absonderlichen Novitäten, die gewiß nur bei wenigen kühnen Vorkämpferinnen des „dernier cri" Anklang finden werden. Dazu gehören die abnorm ausgebildeten Fußspitzen, die sich als wahre Abwiche über den Zehen erheben und dem ganzen Fuß eine plumpe Form verleihen. Die Absätze werden höher und höher, und geben bereits den allerspitzesten und allerkeilsten „Steckelschuhen" des Rokoko nichts nach. Außerdem werden die Schuhe jetzt zum mindesten aus zwei verschiedenen Materialien gearbeitet. Auch Leder und Samt sowie Leder und Seide werden zusammen verarbeitet. Smaragdgrün ist eine Lieblingsfarbe bei diesen Samt- und Seidenschuhen: trägt man weiter das düstere Schwarz, dann müssen wenigstens farbige Säume und farbige Absätze das Ganze etwas aufhellen. Sehr vielfach werden die Schuhe mit breiten Bändern um den Fuß nach antiker Art kreuzweise geschnürt; so trägt man bunte Brokatschuhe, die mit bunten seidenen Riemen über schön gestickten Seidenstrümpfen gebunden werden.

Die Zigarette der Damen.

Die Frauenbewegung hat, wie wir im „Tag" lesen, dem schönen Geschlecht auch den freien Genuß der Zigarette zugebracht, der vordem nur im Privatzirkel oder gar ganz insgeheim von den Damen gehuldigt werden konnte. Bemerkenswert ist aus Amerika und Indianern sogar die kleinen Kinder schon ihren „Glimmstengel" im Munde führen, was die Alten dort für ganz selbstverständlich erachten, da sie es einmal selber ebenso gemacht haben. In den Vereinigten Staaten, dem Lande der Extravaganzen und Exzesse, hat sich freilich das Rauchen der Damen geradezu zu einem Laster ausgebildet, derart, daß gleichwie für Trinker, Morphinisten und Opiumisten Sanatorien für „rauchkranke Damen" haben eingerichtet werden müssen. Immerhin — so äußern sich die Aerzte bei uns — hat das Zigarettenrauchen der Damen stark zugenommen, wenn auch Exzesse im Tabakrauchen noch zu den Seltenheiten gehören.

In England war es vordem eine gewohnte Sache, in den Westend-Restaurants Londons und anderer Hauptstädte eine Bitte-Tafel angebracht zu sehen mit der Aufschrift: „Damen werden höflichst ersucht, nicht zu rauchen!" Diese Warnungstafeln sind jetzt überall von der Bildfläche verschwunden. Aber auch der Geschmack, die Anforderungen der Damenwelt haben sich verändert und erhöht. Die sogenannten „Damenzigaretten" gehören für sie zu den abgetanen Kindereien. Die Damen wählen diejenigen Sorten wie die Herren und erfreuen sich an den stärksten Marken. In den englischen Hospitälern ist das Rauchen bei den Schwestern besonders stark im Schwunge, wahrscheinlich, weil diese Frauen bei ihrem schweren, nervenerregenden Berufe ein stimulierendes Gegenmittel brauchen.

Was berühmte Franzosen ihren Müttern verdanken.

Eine interessante Umfrage hat die französische Zeitschrift Femina veranstaltet, indem sie sich an führende Geister des heutigen Frankreichs mit der Bitte wandte, den Einfluß ihrer Mutter auf ihr Leben und ihre Entwicklung anzugeben. Für viele wird diese Antwort zu einem Preis der mütterlichen Liebe. So gedenkt Anatole France mit tiefer Dankbarkeit seiner Mutter und erinnert sich daran, welch ungeheuren Eindruck es auf ihn machte, als seine Mutter zu ihm sagte: „Die Welt selbst bestraft Deine Sünden. Die Bäume, der Mond, die Sonne werden nicht mehr fröhlich sein, wenn Du ungezogen bist. Die Welt ist der Spiegel von Dir." Pierre Loti sagt: „Der Einfluß meiner Mutter auf mich hat niemals aufgehört. Alles, was mir ihr in Zusammenhang stand, gewann Wichtigkeit und Bedeutung in meinem Leben. Wenn ich alles köstlichen gedenke, das sie mir hinterlassen hat, dann finde ich stets Frieden, Vertrauen und Glauben wieder." Blériot, der Bahnbrecher in der Geschichte der Flugkunst, erzählt, daß seine Mutter aus ihm einen Geistlichen machen wollte. „Als sie hörte, daß ich den Kanal überfliegen hätte, schrieb sie mir zunächst einen bösen Brief. Ihr Hauptwunsch war immer, aus mir einen ordentlichen Menschen zu machen und das Pflichtgefühl in mir zu wecken." Schlicht bekennt der frühere Präsident der französischen Republik Loubet: „Ich hatte das Glück, viele Jahre mit meiner Mutter zu verleben, und trauere jetzt um sie. Das ist der unmittelbarste Einfluß."

Lustige Ecke.

Am Postschalter.

Die „Douuencia del Corriere" erzählt folgende Geschichte: „Am Postschalter für postlagernde Briefe erscheint ein Herr. „Bitte schön: Z. P." „Einen Augenblick", sagt der Beamte, der gerade etwas schreibt — und schreibt ruhig weiter. Nach 10 Minuten wird der Herr ungeduldig und wiederholt seine Bitte. „Einen Augenblick", erklärt der Beamte von neuem. Nach einer Viertelstunde erhebt sich endlich der Herr Postassistent, geht zum Briefschrank und reicht dem Herrn den erwarteten Brief. „Verbindlichen Dank", sagt der, „aber es hätten Sie mir den Brief doch gleich geben können." „Warum?" erwidert gelassen der logische Herr Postassistent, „wenn 20 Personen vor Ihnen am Schalter gestanden hätten, hätten Sie ruhig gewartet und sich nicht beschwert. Warum also jetzt?"

In der Elektrischen. Der Wagen ist überfüllt. Zwei Herren stehen dicht nebeneinander. Plötzlich sagt der eine: „Entschuldigen Sie, wie alt sind Sie?" — Der andere sieht ihn erstaunt an, sagt aber: „Zu 20 Jahre!" — „Nun, dann sind Sie doch alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen!"

Sparsam. „Da bin ich schon eingegangen! Ich erzählte meiner Frau neulich, daß Ihre Gattin so sehr sparsam sei und Ihnen sogar aus abgelegten Kleidern Blusen machen würde. . . ." „Und was hat sie das nachgeahmt?" „Leider! Alle paar Wochen kauft sie sich jetzt 'ne Bluse, damit sie die andere ablegen und daraus Kravatten verfertigen kann!"

Die schöne Anna. Tourist (im Alpenwirtshaus, wohlgefällig): „Also, sie sind die Anna — da hat mein Freund allerdings recht gehabt!" Kellnerin: „Was meinen S' damit?" Tourist: „Ja, der ist nämlich auf seiner Ferienreise auch hier gewesen und hat mir in meinen Reisehandbuch die Namen sämtlicher Kellnerinnen aufgeschrieben. — Sie, Anna, sind mit einem Sternchen bezeichnet!"

Pech. Taschendieb (eben einaeliefert, zu einem Gauner, der auch in Untersuchungshaft ist): „So ein Pech, wie ich heute hatte . . . Beobachte ich am Potsdamer Bahnhof einen Herrn fortwährend die Hand über die Tasche hält . . . dachte, der hat, wer weiß Wertvolles d'rinn' . . . schließlich ist mir doch der Griff gelungen — hat er zwei rohe Eier d'rin und ich wurde auch noch erwischt!"

Verlegen. Sie: „Was gefällt dir denn eigentlich an mir so gut?" Er: „Vor allen Dingen das üppige blonde Haar, die kleinen schneeweißen Zähne . . ." „Ach, und ich habe geglaubt, du liebtest mich um meiner selbst willen!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 15.

„Mannheim".

Richtige Lösungen gingen ein 100; die Gesamtzahl der Lösungen betrug 116. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Wilhelm Schmidt, M. Herrmann, M. Jentzsch, A. Schellenberg, Frau B. Brandt, Hilde Hammerschlag, Fr. Gothe, Emille Diehe, Elfriede Pfau, G. Grunicke, E. Kellner, Frieda Hammerschlag, Margarete Kramer, Hupe, Lotte Hammerschlag, Lotte Manke, Helene Manke, A. Ziese, B. Nicolaus, Georg Stäglich, Grete Lindner, Vegeleben, Albert Schuricke, Luise Bischoff, Gotthold Wellschke, de Boer, Frau Marianne Albrecht, Gertrud Ludwig, Artur Jaeckel, Gertrud Eisemann, G. Barnick, Elise Nauholz, Frau Martha Wedner, Frau Luise Becher, Frau Hilda Peter, Geschw. Schulze, Frau vom Hagen, Arthur Jacob, Kurt Lobbe, Elisabeth Schmidt, Frau Rane, W. Lüdecke, R. Thiele, Artur Harnisch, Frieda Meyer, O. Ebber, Paul Scholz, A. Weißenbeck, Otto Unruh, Kurt Fischer, Curt Fruhwert, A. Kaestner, Rich. Flechner, Käthe Reiall, Fritz Läbne, Otto Schmude, Leonhardt, Otto Kölsig, Luise Hohmann, Georg Thies, E. Seelmann, Bruno Wiesner, Fritz Dieß, Oscar Haute, Frau Hagemann, Kurt Linke, Otto Flinzer, Alb. Frenkel;

von auswärts: Albert Fuhrmann, Cauena, M. Jenker, Merseburg, Wally Hein, Landsberg, Hertha und Elly Martin, Gerbstedt, F. Heergeselle, Zörbig, Ernst Krause, Cauena, Vegeleben, Schepzig, Fritz Peter, Nietleben, Frau Anna Lange, Bitterfeld, A. Bernicke, Gröbers, W. Eiser, Lauha, Walther Flemming, Heilbronn, Gotthold Semor, Debrtingk, Margarete Liebig, Angermünde, Frau Clara Engel, Bibiella, Marie Riebera, Osmabrück, Altermann, Oppeln, Wilhelm Schlieder, Nietleben, Otto Großmann, Schlettau, Fr. Stüber, Großosterhausen, Friedrich Frantze, Landsberg, Franz Plato, Nietleben, Karl Schumann, Nietleben, Julie Bistlepska, Gräß, Willy Jücke, Delitzsch, Richard Ahlmann, Zörbig, Oskar Dietrich, Wernigerode, Alb. Zemmer, Weißenfels, Walter Tramme, Mücheln, Richard Sirich, Beuchlitz, Gertrud Zahl, Oppeln, Frau Friesecke, Naumdorf.

Prämie I:

Eine Mutter, Roman von Gerstäcker,
elegant gebunden,
entfiel auf Arthur Jacob, Halle.

Prämie II:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
entfiel auf Alb. Zemmer, Weißenfels.

Rätsel.

Man streckt uns aus, man zieht uns ein,
Von uns wird manch munterer Stoß versetzt,
Wir haben oft mit Met und Wein
Manch' kühnen Rittersmann gelebt,
Und trieben ihn zum Kampf hinein,
Und haben ihn, der Ehre ergeben
Bei Tisch und Tanz durch Melodei'n,
Wenn man uns an den Mund gesetzt.
Doch jeder wird verdrießlich sein,
Sind wir ihm plötzlich angefetzt;
Indessen läuft man allgemein
Uns ab im Lauf der Zeit zuletzt.

Prämie I:

Fluch der Schönheit,
Roman von Hermann Heiberg.

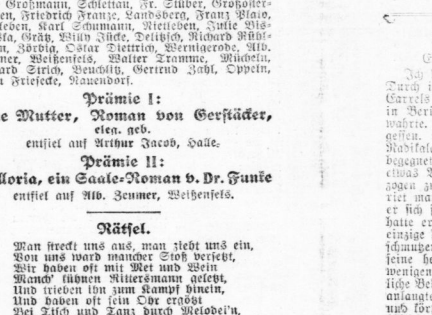
Prämie II:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von F. Wardener.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 14.

Vierzüger von J. Berger.

1. Le3—a7	1. La1—b2
2. Se4—b6	2. Ke3—d4
3. Dg2—e3+	3. Beliebig.
4. Sb6—d5 matt.	

A) Auf 1. . . ., beliebig 2. Dg3—e3, beliebig 3. La7—b8 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 16 Halle a. S., Sonntag, den 19. April **1914**

Fliegt dir das Glück vorbei einmal,
So faß' es beim Zipfel!
Auch rat' ich dir, dau dein Häuschen
im Tal
Und nicht auf dem Gipfel!

Heinrich Heine.

Onésime Dupont.

Eine Erzählung von Anatole France.

Ich habe Onésime als alten Mann gekannt. Durch ihn kam ich mit der Generation Armand Carrels und mit den Redakteuren des „Globus" in Berührung, deren Lehren und Sitten er bewahrte. Sein einst berühmter Name ist jetzt vergessen. Er war ein Mann aus dem Jahre 1848, ein Radikaler. Er liebte Musik und Blumen. Zuweilen begannte ich ihm bei meinem Vater. Er suchte etwas Besonderes darin, stets ganz schwach angezogen zu erscheinen. Aus seinen Bewegungen erriet man die unablässige bewußte Hochachtung, die er sich selbst entgegenbrachte. Mit achtzig Jahren hatte er noch die Haltung eines Soldaten. Die einzige Furcht, die er gekannt, war die, sich zu beschmutzen, und diese war so groß, daß er fast nie seine hellen Handschuhe ablegte und nur sehr wenigen Leuten die Hand gab. Er hatte unglaubliche Bedenken, was sein Gemüsen und sein Aeußeres anlangte, ein beständiges Bedürfnis nach moralischer und körperlicher Sauberkeit. Nie habe ich einen so höflichen Mann, noch eine so eisige Höflichkeit gekannt. In dem länglichen gelben Gesicht hätten das Flackern seiner entzündeten Augen und seine zusammengekniffenen Lippen unangenehm gewirkt, wenn dieses alte Gesicht nicht Grogmut, Heldentum und Tollheit ausgedrückt hätte. Onésime Dupont war nicht arm. Er galt sogar für reich, weil er, wenn sich die passende Gelegenheit bot durch Beweise einer seltsamen, eigentümlichen Freigebigkeit seine strenge Sparsamkeit völlig vergessen ließ.

Während der Julimonarchie Verschwörer, im Jahre 1848 Vertreter des Volkes, 1852 geächtet und 1871 Abgeordneter, war er Republikaner und arbeitete für den Beginn der Freiheit auf Erden und für die allgemeine Brüderlichkeit. Seine Ansichten waren die der Republikaner seines Alters, aber das Originelle bei ihm war, daß er gleichzeitig der großmütige Freund der Menschheit und der düsterste Misanthrop war. Die Menschen, die er als Gesamtheit so liebte, daß er, um sie glücklich zu machen, ihnen seine Güter, seine Freiheit, sein Leben opfern konnte, verachtete er im Einzelnen, und wie einen Schmutzfleck vermied er die Berührung mit ihnen. Das war nicht der einzige Widerspruch dieses Geistes, der unaufhörlich von der Unabhängigkeit des Denkens proklamierte und den Gebrauch des Schwertes verurteilte, der seine Lehren aber mit dem Degen in der Hand aufrecht erhielt und sich für Prinzipienfragen schlug. Bis in sein Alter hinein war er der kühnste Duellant seiner Partei.

Sein Stolz, seine Kälte und das unbeugsame Gefühl für die Ehre machten so etwas wie einen roten Edelmann aus ihm. Er war der Sohn eines Porzellanhändlers der Vorstadt Poissonnière. Er selbst war für den Handel bestimmt. Sein Eintritt in den Porzellanhandel wurde jedoch durch einen ziemlich außerzewöhnlichen Zwischenfall bezeichnet. Ich will Ihnen erzählen, wie er mir von den alten Leuten, die nun schon lange tot sind, berichtet wurde.

Der alte Dupont, ein anständiger, kluger Mann, hielt es im Jahre 1885 an der Zeit, sich auszuruhen. Er hatte mit seinem Handel für die damalige Zeit ein ganz hübsches Vermögen erworben und beschloß, sich mit seiner Frau Héloïse, geborene Ribout, die zudem noch etwas von ihrem Vater, einem früheren Maurer, geerbt hatte, auf das Land zurückzuziehen. Also eines Tages in diesem Jahre 1835 rief der gute Mann seinen Sohn Onésime in den kleinen vergitterten Käfig, der ihm seit dreißig Jahren als Bureau diente und von dem aus er die Handlungsgeschäften des Geschäfts überlehen und dabei seine Schreibereien erledigen konnte. Dort hielt er folzende Rede:

„Ich bin nicht mehr jung, und ich möchte gern den Rest meines Lebens damit verbringen, daß ich mich mit Gartenbau beschäftige. Ich habe immer Vergnügen daran gehabt, Birnbäume zu pfropfen. Das Leben ist kurz, aber man lebt es in seinen Kindern wieder. Der Schöpfer der Natur hat uns diese Unterblichkeit auf Erden zuteil werden lassen. Du bist zwanzig Jahre alt. In diesem Alter verkaufte ich auf den Jahrmärkten Geschirr. Ich bin durch alle Departements der Republik mit meinem Wagen gezogen, und nicht nur einmal habe ich am Wegrande in Regen und Schnee unter der Wagenplane geschlafen. Das Leben, das hart für mich war, wird für dich leicht sein. Ich freue mich darüber, denn dein Leben ist die Fortsetzung des meinen. Ich habe deine Schwester mit einem Advokaten verheiratet. Es ist Zeit, daß ich deiner tugendhaften Mutter und mir die Ruhe gebe, die wir beide verdient haben. Durch meine Arbeit bin ich in der Gesellschaft höher gekommen; meine Bildung habe ich aus Kalendern geschöpft und aus den über ganz Frankreich verbreiteten Schriften, die es in jener Zeit gab, in der das Land seine Konstitution immitten der Wirren ausstellte. Du bist in einem Pensionnat unterrichtet worden. Du kannst Lateinisch und Jurisprudenz. Das ist ein schöner geistiger Schmuck. Die Hauptsache aber ist, ein anständiger Mensch zu sein und Geld zu verdienen. Ich habe ein gutes Haus begründet. Du hast es aufrecht zu erhalten und zu vergrößern. Porzellan ist eine ausgezeichnete Ware, die allen Bedürfnissen des Lebens dient. Nimm meinen Platz ein, Onésime! Du bist noch nicht 30hia, ihn allein zu bepanzen. Aber in der ersten Zeit will ich dir helfen. Die Kunden müssen sich an dein Gesicht gewöhnen. Von heute ab nimmst du die Aufträge entgegen, die kommen werden. Das Preisverzeichnis, das in der Schublade liegt, wird dir eine große Hilfe sein. Mein Rat und die Zeit werden das übrige tun. Du bist weder dumm noch schlecht. Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du Verse in La Muse française machst und daß du dich auf den Redakteln aufspielst. Das liegt in deinem Alter. Ich bin auch jung gewesen. Setz' dich hier an diesen Tisch, mein Junge!"

Und der gute Dupont wies mit einer Handbewegung auf einen alten Schreibtisch, der durchaus nicht modern war, den er aber, weil ihm jede Liebe zum Prunk fern lag, aus Sparsamkeit behielt. Der mit Kupfer eingefaßte Schreibtisch hatte eingelegtes Holz, und Dupon hatte ihn vor dreißig Jahren auf einer Auktion gekauft, nachdem er Chopieul während seiner Tätigkeit als Minister gedient hatte.

Schweigend gehorchte Onésime und nahm den ihm zugewiesenen Platz ein. Sein Vater ging fort, um einen Spaziergang zu machen; er vertraute seinem Sohn, denn er glaubte, daß ein guter Kern sich immer behaupten müsse und freute sich, den Radikalen in einen Porzellanwarenhändler verwandelt zu haben. Als Onésime allein war, studierte er das Preisverzeichnis. Er nahm sich vor, seine Pflicht zu erfüllen und seine Aufgabe sorgsam durchzuführen. Als er eine halbe Stunde in dieses Studium vertieft war, kam der Porzellanwarenhändler Josef Peignot aus Dijon. Er war ein jovialer Mann und der beste Kunde der Firma Dupont.

„Sie hier, Herr Onésime? Wie! Sie fotgieren nicht mehr in dem schönen blauen Anzug mit den goldenen Knöpfen auf den Boulevards als Dandy einher? Werden die hübschen Mädchen in den chinesischen Bädern aber traurig über Ihre Abwesenheit sein! Doch Sie haben Recht, man muß Zeit für das Vergnügen haben und Zeit für die ernsthaften Angelegenheiten . . . Ich wollte Ihren Vater sprechen."

„Ich erwarte ihn."

„Das freut mich sehr. Er ist mein Freund. Seit zehn Jahren mache ich Geschäfte mit ihm. Ich hoffe, daß ich sie weitere zehn Jahre und noch länger mit Ihnen machen werde. Sie sehen ihm ähnlich. Aber Ihrer Mutter gleichen Sie noch mehr. Das ist kein schlechtes Kompliment, das ich Ihnen da mache. Frau Dupont ist eine hübsche Person. Wie geht es Ihrem Vater? Ich rechne darauf, daß mein diese Woche einmal im Rocher de Canale zusammen Abendbrot essen, so wie wir es seit zehn Jahren tun. Nicht wahr, er ist doch nicht krank?"

„Es geht ihm gut. Ich danke Ihnen, Herr Peignot. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Na, es ist doch jetzt an der Zeit, neue Ware einzukaufen. Ich will meine alljährliche Bestellung machen. Heute morgen bin ich mit der Post angekommen, und wie gewöhnlich wohne ich im Hotel de la Victoire, Rue de Coq-Héron."

Josef Peignot zog jetzt einen Zettel aus der Tasche, auf dem er alles, was er brauchte, aufgeschrieben hatte, dutzendweise Tafelservice, hundertweise Teller, Schüsseln und Töpfe. Ein herrlicher Auftrag.

„Ich werde mich bemühen. Sie zufrieden zu stellen, Herr Peignot", sagte Onésime.

Und während er in die Preisliste blickte, notierte er sorgsam die Beträge für die Waren, die der Kaufmann aufzählte . . . Vierundzwanzig Service a la Charte, weiß und Gold . . . zwölf Service Lamartine, sechzig Toilettengarnituren . . .

„Sie sehen", sagte Josef Peignot, „ich habe keine Angst, mir ordentlich Waren hinzulegen. Wenn man viel verkaufen will, muß man viel einkaufen. Sie werden merken, daß ich Mut habe und die Gefahren des Handels nicht fürchte . . . Sie haben an mir den besten Kunden", fügte er mit gutmütigem Lachen hinzu.

Dann steckte er sofort eine traurige Miene auf, seufzte und sagte in kläglichem Tone:

„Aber Sie werden mir doch eine kleine Ermäßigung machen, nicht wahr? Ihre Preise sind zu hohe Preise. Es sind schwere Zeiten . Frankreich hat wohl Geld, aber es versteckt sich. Es mangelt an Sicherheit. Geben Sie mir die gewohnte kleine Ermäßigung."

„Ich bedauere, Ihnen nicht bewilligen zu können, worum Sie mich bitten", antwortete Onésime mit eisiger Höflichkeit.

„Wie Sie können mir nicht die üblichen fünf Prozent abziehen? Sie scherzen wohl?"

„Nein, Herr Peignot, ich scherze nicht."

„Ihr Papa würde mir sofort den kleinen Abzug machen. Er bewilligt mir alle Ermäßigungen, um die ich ihn bitte. Er schlägt seinem alten Freunde Peignot nichts ab. Ja, Papa Dumont ist ein braver Kerl."

„Wir sind miteinander fertig, Herr Peignot", erwiderte Onésime und stand auf. „Nach dem, was Sie mir soeben sagten, habe ich nur durch die Vermittlung zweier meiner Freunde mit Ihnen zu verhandeln.

„Was sagen Sie da?" fragte der Provinziale, dessen unschuldige Seele sich mit Erstaunen füllte.

„Ich sage, daß ich die Ehre haben werde, Ihnen meine Zeugen zu schicken, die es als Pflicht ansehen werden, sich den Ihren zur Verfügung zu stellen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Dann habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt. Entschuldigen Sie mich bitte. Ich werde

Gedenktage der Woche.

19. April 1529 Reichstag zu Speyer.
1713 Pragmatische Sanktion.
1882 Naturforscher Darwin †

20. April 571 Mohammed *
1792 Kriegserklärung Frankreichs an Oesterreich.
1808 Napoleon III. *

21. April 1813 Gründung des preußischen Landsturms.
1910 Mark Twain, amerikan. Schriftsteller, †

22. April 1418 Schluß der Konstanzer Kirchenversammlung.
1724 Kant in Königsberg *

23. April 1564 Shakespeare in Stratford *; 1616 †.
1616 Cervantes, span. Dichter, †

24. April 1547 Karl V. siegt bei Mühlberg.
1877 Rußland erklärt der Pforte den Krieg.
1884 Lüderitzland, erste deutsche Kolonie.
1891 Moltke †

25. April 1595 Torquato Tasso †
1599 Oliver Cromwell *

Ihnen meine Zeugen schicken, weil Sie meinen Vater beleidigt haben."

„Ich, Ihren Vater beleidigen, einen Mann, mit dem ich zehn Jahre befreundet bin, einen Kameraden, den ich schätze, den ich ehre. Sie scheinen verdreht zu sein, junger Mann?"

„Sie haben ihn dadurch beleidigt, daß Sie erklärten, er könne Ihnen eine Ermäßigung geben; und das will besagen, daß sein Verdienst ein übermäßiger und folglich ein widerrechtlicher ist, denn er kann Ihrer Ansicht nach auf Ihr Verlangen hin keine Ermäßigung eintreten lassen. Also, das heißt, ihn den Vorwurf machen, daß er sich einen widerrechtlichen Vermögensvorteil durch diese Differenz aneignet, falls Sie diese nicht verlangen, das heißt auch, daß Sie ihn so einer Unvornehmheit zu Ihrem Schaden anklagen. Sie haben ihn also beleidigt. Jetzt glaube ich mich klar genug ausgedrückt zu haben."

Bei diesen Worten riß der Provinziale Mund und Augen weit auf. Er war dadurch vollkommen bernichtet. da er von den angegebenen Gründen nichts begriff, und was ihn am meisten entsetzte, war die Ruhe und Sanftheit, mit welcher sie geäußert wurden. Denn Onésime Dupont sprach mit jener langsamen, sanften Stimme zu ihm, in der er später in den Klubs der Nationalversammlung die entschlichten Anträge stellte.

„Junger Mann", sagte also der Kaufmann aus Dijon erblassend, „einer von uns beiden ist verrückt, das ist sicher und notwendig. Aber ich glaube fest — und ich würde es sogar beschwören — daß Sie es sind. Ich verlasse Paris nicht eher, bevor ich Ihren Vater gesehen habe und mich mit ihm auseinandergesetzt habe. Was mir soeben passierte, ist so sonderbar, daß ich glaube, daß weder mir, noch einer anderen Person je etwas ähnliches geschah."

Und von Erstaunen überwältigt, ging er fort und fühlte, daß er krank werden müsse. Er wurde es wirklich und legte sich im Hotel de la Victoire, Rue Coq-Héron, zu Bett.

Indessen schrieb Onésime an zwei Unteroffiziere der Kaserne Château d'Eau und teilte ihnen mit, daß er sie um einen Dienst bitten werde. Es waren zwei Radikale, die den Redakteuren des „National" und den Mitgliedern des Klubs „Hoffnung" häufig als Zeugen dienten.

Aber vom nächsten Tage an nahm der alte Dupont seinen Platz am Schreibtisch wieder ein. Er alterte vollends hinter dem Gitter und konnte seine Wünsche nicht aussführen, einen Garten zu bebauen und Birnbäume zu propfen.

Onésime, der seiner Funktion im Geschäft enthoben war, widmete sich nun einzig und allein den öffentlichen Interessen und gründete die geheime Gesellschaft „Truelle et Niveau", die durch beständige Angriffe Unruhe erzeugte und die Julirevolution dreimal gefährdete.

Die Taube von San Marco.

Novellette von Wilhelm Arminius.

Wie klingend hell schwangen die weißen, quadratischen Marmorplatten des weiten Platzes unter seinen Füßen! Er hörte die feine Musik nicht. Da waren auch hochaufstrebende, ernste Gebäude zu seiner Rechten und Linken. Er sah nicht auf ihre fesselnde Architektur. Fuß setzte er um Fuß triebartig weiter, und nun auf einmal stieß er an einen Gegenstand. Dieser fiel klappernd nieder. Es war ein Stuhl mit dem Aufdruck: „Café Florian." Er hob ihn auf und ließ sich schwerfällig auf ihn nieder.

Was für ein klingender Silberton war bei dieser Bewegung durch die Luft gegangen? Ein Lachen hätte es sein können, ein übermütiges Mädchenlachen. Nah, alle Mädchen sind falsch! Aufgepappelte Schoßkinder der Familie sind sie! Schmächtlinge an eigener Meinung, eigener Empfindung! Wenn der Ernst einer Entscheidung an sie herantritt, versagen sie.

„Gu—ten — Tagg — mein — Herrr!"

Woher kam das? Seltsam weich war der Stimmton gewesen, fremdartig hart aber waren die deutschen Worte gefallen. Die vergrößerten Augen des Sitzenden blickten empor und suchten die Umgebung ab. Stühle — nichts als leere Stühle! Hinter ihrer Reihe unter den Gebäuden aber zogen sich Bogengänge mit Schmuckgeschäften entlang, wie er sie überall in der Mercceria gesehen hatte.

Des Fremden Kopf sank teilnahmlos wieder vornüber, der Stock in seiner Hand zog verworrene Linien auf dem Marmor. „Gabriele, daß du das getan — du!" flüsterten seine Lippen. Da durchrauschte die Luft um ihn ein Gewirr von schwach knatternden Schlägen. Graublaue, glänzende Vögel saßen plötzlich in großer Zahl zu seinen Füßen und schlichen mit schwefelgelber Iris verlangend zu ihm auf.

„Die Tauben von San Marco! Sind sie das?" Der Fremde starrte zerstreut um sich. Nun ja, es mochte wohl möglich sein, daß er sich auf dem Markusplatz von Venedig befand. Er hatte ihn bei der Besichtigung der Stadt eigentlich als Hauptstück für zuletzt aufgespart. Nun war er von der Kirche Maria della Salute über den Canale hierher gekommen — irgendwohin — im blinden Taumel, im Zorn über jene überraschende Begegnung mit den beiden Landsleuten, die er Arm in Arm an der Kirchentür getroffen hatte, im Weh gekränkter Liebe, das nicht verwunden werden konnte, nach zwei Monaten wilden, abenteuerlichen Reisens noch immer nicht verwunden . . . Gabriele mit einem Manne Arm in Arm! „O, du — Gabriele!"

So knirschend ingrimmig er den Namen herausstieß, der Taubenschwarm zu seinen Füßen wurde dadurch nicht erschreckt. Es wurden ihrer sogar immer mehr. Sie kamen vertraulich immer näher heran. Sie umgaben seinen Sitz völlig. Sie hoben sich mit kurzem Schwingenschlage durch die Luft, umflogen sein Haupt und versuchten endlich gar, sich ihm auf Knie und Schultern zu setzen.

Gekrächzt sprang er auf und schüttelte sie ab. „Zudringliche Brut — fort mit euch!" Knatternden Flügelschlags entflogen sie. Aber wie denn! Sie lachten ja dabei! Oder war das die eine große, die noch immer unweit von ihm kauerte — von graublau glänzender Gewandung, die runden offenen Augen gelb von Iris? — Jetzt erhob sie sich — schritt an ihm vorüber, und er erkannte, es war ein venezianisches Mädchen. Ein leichtes, lockendes Lächeln lag um ihren üppig geschwungenen Mund, als sie jetzt anhielt und mit derselben weichen Stimme und dem harten Betonen der Konsonanten sagte: „Der deutsche Herr mag nicht Tauben."

Er starrte sie von oben bis unten an. Aus tiefer Versunkenheit heraus kamen seine Worte: „Colomba von San Marco — du kannst sprechen? — deutsch sprechen?"

Da funkelten die gelben Augen plötzlich auf. Mit lieblich-anmutiger Bewegung neigte sie den Kopf „Colomba — bene — bene, Sor! Colomba Ferrari! Kommen — Signor — kaufen! Mosaici, corralli, perle e borse!"

Er sah im Schaufenster alles liegen, was ihre flinke Zunge angegeben hatte, aber er schüttelte den Kopf und stieß wegwerfend heraus: „Was soll ich damit, Mädchen? Ich habe niemanden zum Schmücken", und kurz auflachend setzte er hinzu: „Meine Braut geht mit einem andern."

„Einen — andern . . .?" Die Sonne durchrötete Colombas halbgerötete Lippen. Ihre gelben Augen wurden schwarz vor Erregung. „Machen — ebenso!" rief sie übermäßig heftig. „Suchen — neue — Braut!" und dann plötzlich ballte sie die kleinen Hände zu Fäusten und überschüttet den vor ihr Stehenden mit einem Schwall von klingendem Italienisch, daß ihm war, als befände er sich unter einer sprudelnden Traufe.

Unwillig wandte er sich ab. Was sollte das sonderbare Geschwätz, von dem er nichts verstand. Einem Abweisenden schien es vielmehr zu gelten denn ihm. Aber ehe er noch einen Schritt zur Seite gemacht hatte, war sie wieder ganz Lieblichkeit und Lockung. „Nicht kaufen, Sor Tedesco", rief sie, „— sehen!" Sie sprang an die Auslagen der Kolonnaden, öffnete die Glasdeckel, hob glitzerndes Geschmeide heraus, daß er nicht anders konnte, als ihr folgen. Funkelnden Auges betrachtete sie ihren Gast dabei heimlich. Er war ein stattlicher Mann, wie die meisten fremden Deutschen, die hierher kamen, aber er war nicht blond wie sonst die Tedeschi. Dunkelbraun schmiegte sich das volle Haar und der weiche Vollbart um Stirn und Wangen, seine tiefliegenden braunen Augen wirkten in ihrem Feuer südländisch. Zeigte er nicht Aehnlichkeit mit einem, den sie kannte? Aber seine Aufmerksamkeit war bald erschöpft. Er lehnte sich an den Ladentisch, begann mit den Blicken abzuschweifen. Da hatte sie rasch einen Stuhl bereit, den sie ihm bot, dann ein Gläschen mit grünlichem Inhalt. Sie reichte es ihm so zierlich, indem sie erst selber daran nippte, daß er es nahm und austrank. Die scharfe Flüssigkeit durchrieselte seinen Körper wohlig. Er spürte, daß er noch nichts gegessen hatte. „Hast du noch eins, kleine Signorina Colomba?"

Sie zeigte sämtliche weißen Zähne, wie sie die italienischen Wörter silbenweise herausbrachte. „Bene, bene, Sor!" rief sie freudig. Rasch stand sie mit einer neuen Füllung vor ihm, ließ beim Ueberreichen ihre Hand ein wenig an seiner entlang gleiten und es war, als ob ihr ganzer geschmeidiger Körper an ihrer Berührung teilnahm. Da flirrte das Glas beim Niedersetzen und brach am dünnen Fuße ab. Der junge Deutsche hatte kein Auge mehr dafür gehabt. Sein Blick flog gierlos in den Sonnenschimmer hinaus. Seine Zähne nagten die Unterlippe.

In seinen Augen schoß eine unruhige Flamme zu. Schönen Venezianerin: „Colomba, wann schließt du den Laden?" fragte er. Und sie ihm kokett anblickte, setzte er leiser hinzu: „Kleine süße Taube, willst du am Abend mich hier erwarten?"

Ihre Zähne blinkten zwischen feuchtroten Lippen, ihre Augen sprühten wie dunkler Bernstein. Mit einer bald triumphierenden Geste, als wäre ein erstrebtes Ziel erreicht, neigte sie sich zu ihm und gab flüsternd Bescheid . . .

Nun schritt der Besucher durch den Sonnenschein; nicht mehr gebeugten Hauptes, nicht mehr in sich versunken. Von erzielter Genugtuung sprach sein fester Gang. Erst auf dem Lido, im Schatten einer ans Ufer gezogenen Barke, ging die künstlich gesteigerte Blutwallung in ihm zurück, und eine tiefgehende Erschöpfung überfiel ihn.

Aber zu beruhigendem Schlummer kam es dennoch nicht. Kurz vorm wohligen Versinken der Seele wurde der an der Kirchtür von Santa Maria della Salute emporgewehte Schleier wieder spukhaft lebendig. Das blitzartige Aug in Auge mit dem blondhaarigen deutschen Mädchen dort war wieder da, dazu das gegenseitige plötzliche Erkennen, Verstehen und Zurückfahren, sowie sein eigenes maßloses Erstrimmen beim Anblick des hochgewachsenen Mannes, an dessen Arm sie die Kirche betrat.

So also war sein Liebeswerben — das Werben eines freilich noch unbegüterten, unbekannten Maschinen-Ingenieurs angesegangen?! Daß er seine genial durchgeführte, eigenartige Eisenkonstruktion mit Neubehandlung des Metalles an die Gewerbe-Ausstellung nach L. gesandt hatte, daß er — von der hervorragenden Bedeutung seiner Arbeit voll überzeugt — gewünscht hatte, seine heimlich Geliebte sollte als offenkundige Braut seinen Auftritt mit ihm erleben, — was hatte das bei seiner Abschätzung seitens der hochmögenden Eltern Gabrieles gegolten! Auf die entscheidende Anfrage war eine Absage des Vaters eingetroffen. Von seiten des Mädchen, auf dessen Liebe er gebaut hatte, war ein gänzliches Verstummen gefolgt. Acht Tage hatte er das unerklärbare Schweigen ertragen, das er seinerseits nicht zu durchbrechen versuchte, dann war seine volle Mannesempörung emporgeloht. Er hatte Arbeit und Wohnsitz im Stich gelassen und sich in den Strudel des waffenklirrenden Orients gestürzt. Und nun heute — hier — auf der Rückfahrt — nach manchen Abenteuern, die sein Leben bedroht hatten, das Mit-ansehen-müssen vom Arm-in-Arm der verlorenen Geliebten mit einem jungen Gatten! Das Begegnen der Hochzeitsreisenden an dieser schönen bevorzugtesten Stätte — wo er gehofft hatte, selbst endlich ein wenig Fassung zu gewinnen! Das zu ertragen — war es möglich? — Gab es auf eine solche Behandlung nicht nur das eine Verhalten seinerseits, das der deutlich gezeigten Verachtung?

Die Schritte dazu hatte er ja getan. Er wurde die von Fremden am meisten besuchten Stätten so lange ebuchen, bis er jenes so rasch zusammengekuppelte junge Ehepaar wiederfände, aber dabei würde er nicht allein sein! An seinem Arm würde das reizvolle, sprühende Geschöpf von heute mittag hängen, und Herzensgram und Mannesempörung würden erstickt werden durch süßes Kosen mit venezianischem Feuerblut.

„Colomba di San Marco, zu dir

Nun funkelts über der nachtschwarzen Lagune von tausend Lichtern. Die düsteren Gondeln stießen wie Todesschatten durch das Sprühfeuer des Lebens. Lampions schwanken, Fackeln lohen, Mondlichter hängen im Maßwerk der Fenster, in den Arabesken der Porta des Dogenpalastes, und über die Piazetta und den Molo drängen sich die Pärchen der Eingeborenen und Fremden.

Colombo hängt am Arme Geralds, lachend, plaudernd, auffällig kokettierend. Eine volle Granatblüte schwankt wie ein farbengewordener Sonnenkuß in ihrem dunklen Haar. Er hat die holde Gefährtin mit unruhigem Zuge durch die modernen Restaurants geführt. Wo er aber auch hatte anhalten wollen — sie selber hat ihn fortgezogen. Fieberheiß hat ihre Hand dabei gezuckt, spähend sind ihre Augen umhergefahren. Endlich hat sie Mund an Ohr geflüstert: „Komm mit in die Trattoria! Kennst du la bella Venezia?"

Da hat er nachgegeben.

Enge Gassen haben sie Hand in Hand durchschritten. Durch ein kaum auffindbares Schlupfloch hat die Führerin ihn endlich in einen halb dunklen Raum gezogen, der mit großen Fässern, strohumflochtenen Flaschen, breitbütigen, schwarzhaarigen Gesellen erfüllt war. Wie die Anwesenden auch spähend nach den Eintretenden geblickt haben, wie feindselig auch ein Getuschel angehoben hat — Colomba hat nicht darauf achtgegeben. Ueber ein Gericht Fritto mixto hat sie sich begeistert mit gutem Appetit und äußerem Gleichmut. Vor dem dunklen Weltliner aber hat sie dann das Rippen vergessen und in tiefem Zuge geschlürft wie eine Verdurstende.

Da — mitten im Trunk — ist sie zusammengeschreckt. Die Tür war aufgegangen. Neben dem größten Fasse hat einer gestanden, größer als dies, schwig, schmalgliedrig, mit raschen Bewegungen. Der hatte den Raum überblickt, hat bei dem Anblick des Pärchens wunderlich scharf aufgelacht. Krachend haben Colombas weiße Zähne die harten ölgesottenen Krusten ihres Tellers zermalmt. „Wie sagen die Tedeschi? Inetto? Mit Hand — nicht — geschickt!" und auch sie hat laut gelacht, sich an ihren Begleiter geschmiegt: „Amico mio!" und ihn mit den Fingern einer besonders knusprige Krabbe zwischen die Lippen geschoben.

Nun hat am Tische der Italiener ein wildes Leben angefangen mit Pokulieren, Fluchen und Drohen: „Corpo del diavolo! Via, via, bestia!" und immer lauter hat Colomba gelacht. Endlich ist das ungleiche Pärchen gegangen. Hierhin hat es die Schritte gelenkt — dorthin. Wie sehr Gerold auch getrieben hat, den von den Reisenden besuchten Plätzen nahezukommen — nicht hat er den Führer gespielt. Ja, bald ist ihm vorgekommen, als wäre hier der Aufenthalt vor dem Schaufenster unnötig, dort der Gang über die Piazza allzu hastig. Aber sein zutunliches Täubchen hat alles Verdächtige wettgemacht. Glaht sie für ihn? Spielt sie mit ihm? — Gleichviel! sie ist fein! Darum weg mit dem lächerlichen Liebesgram, du dummer Deutscher! Warum alles dies nur der Abtrünnigen, Verräterischen zu Gefallen, die du suchst? Begegnest du ihr auch nicht wieder, in dir ist ja neues Leben der Kraft beschlossen! Tu ab, was dich gequält, verstört hat! Wie anders stehst du jetzt da als früher! Vor acht Tagen kam aus der Heimat die Nachricht nach Triest, daß dir für deine Arbeit auf der Ausstellung die goldene Staatsmedaille und zehntausend Mark Unterstützungsgelder zuerkannt worden sind — sie hat dich zum gemachten Manne erhoben!

Nun zurück in die Heimat! Dein Name durchläuft die Zeitungen, Gold und Ehren werden dir zufliegen! Aber vorher — heute — genieße Venedig! Tauche unter in die Glut der weichen Lagunenstadt! Was gilt hier gebrochene Herzensliebe!

„Mädchen — komm! Gondel!"

Am lichtersprühenden Molo stiegen die kleinen schwanken Dinger vorüber.

Gerold möchte auch so weich schaukeln, so süße Last im Arm halten, wie die Insassen dort auf der Lagune. Er sieht an den Steinstufen des Strandes „Ferma, gondoliere!" ruft er in die Nacht. Ein Boot nähert sich, legt an. Er sieht nicht auf die Insassen, einzig dem Fährmann gelten seine Zeichen. Jetzt hat Jener verstanden. „Colomba, hier hinein!" Doch wo steckt das Mädchen? Eben noch war sie neben ihm! — Er wendet sich der Piazetta zu, da sieht er die Vermißte von jenem Burschen aus der Trattoria am Arm gepackt, hört ihr weithin dringendes, stürmisches Gezeter, seine entgegengeworfenen heftigen Widerreden, sieht sprühende Augen, leidenschaftliche Bewegungen.

Schon steht er neben ihr. „Va pia!" ruft er dem Frechen zu und hat Colomba an sich gerissen. Da steht er sich plötzlich von allen Seiten umringt. Drohende Rufe sind um ihn, stachelnde Reden gegen den „maledetto Tedesco" werden laut. Aber Colomba hat auf alles eine Antwort, und mit dem überbehenden Züngsein zugleich sind Arme und Hände lebendig.

Nun aber schwillt der Schwarm der Wütenden an. Der Wütenste aber ist jener Schwarzhärtige. Und plötzlich sieht Gerold einen Körper im Sprunge auf sich zufliegen, vor seinen Augen etwas Funkelndes sich drehen . . .

Da gellt ein Schrei aus Mädchenmund hinter ihm: „Walter, hilf!" Ein Manneskörper wirft sich schäumend vor ihn, ein rascher Arm schleudert den Angreifer zurück. Vor ihm steht die breitschultrige Gestalt eines hochgewachsenen, hartlosen Deutschen — jener Mann aus Maria della Salute! Neben ihm — in dem wilden Getümmel furchtlos — erkennt er die schlanke Figur Gabrieles. Er schrickt empor. Ein Vigile municipale nähert sich. Die drohenden Gesichter um ihn tauchen in die Schattennacht des Dogenpalastes zurück, sein Arm, in dem eben Colomba gelegen hat, ist leer.

Kann es sein, daß er sie forteilen sieht, fortgezogen von jenem Schwarzhärtigen? Daß sie jenem zulacht und ihm willig folgt? Ist ein Traum ausgeträumt, ein vorangeborener, wilder, wüster?

Er hört ein schweres Atmen an seiner Seite. Er fühlt eine Hand die seine fassen, vernimmt einen Mahnruf aus seines Retters Mund: „Rasch in die Gondel!" Aber er sträubt sich. Was in ihm an Mannes willen lebt, empört sich über das Geschehene, über solchen Ausgang der Sache. Aber der Helfer ist entschlossen, kenn er taumelt schon die Stufen hinab in den Nachen. Schon pocht die leise Lagunenwelle glucksend an den Kiel des Bootes, schon beugt sich die hagere Gestalt des Fährmanns auf der Poppa in gleichmäßigen Aederbewegungen vor- und rückwärts, und der lichtübersäte Strand des Molo schwindet weiter und weiter zurück. Ein letztes, fast verzweifeltes Sicherbehen nützt nichts. Er fällt wieder auf den Sitz zurück. Sein Antlitz versinkt in den vorgelegten Händen.

Da wie eine flüsternde Stimme laut.

Gerold, willst du mich denn nicht begrüßen? Willst du denn nicht sehen, nicht hören? Willst du dich und mich kränken? Sieh, als ich dich heut an der schönen Kirche sah, war ich so selig. Ich habe gemeint, nun müsse nach so vielen Wochen des Kummers alles von selbst gut werden — und du — du bist ja meinem Anblick davongelaufen! — Was Vater dir Abwesendes geschrieben hat — er hat es längst bereut. Er hat ja nun auch von der großen Auszeichnung gehört, die dir auf der Gewerbe-Ausstellung zugekommen ist. Was du mir angetan hast damit, daß du mir nicht hast vertrauen können, nicht einmal acht Tage lang — ich will es vergessen. Von der Mutter war mir ein Versprechen abgenommen worden, die große Ertregung Vaters über meine Heimlichkeit mit dir nicht weiter zu steigern. Ich habe also schweigen müssen — ich habe ja auch annehmen können, uns beide, Gerold — dich und mich — könne nichts auseinander bringen. Aber heut — hier — oh —." Sie erschauert. Ihre Stimme bricht vor nachträglichem Entsetzen.

Mit zagen, fast irren Blicken sieht Gerold auf. Was ist das, was er da hört? So lieb es klingt, es ist nicht zu glauben, denn es ist nicht die Wahrheit. Dort — der andere — was will der andere denn? — Aber wer? er ist ja gar nicht im Nachen! Gabriele allein sitzt an seiner Seite. Warum aber ist er zurückgeblieben? Was soll das? Ist es ein Trick, ihn zu verführen, ihn zum harmlosen Freunde zu machen, wo er Erkorener, Besitzender sein müßte? Oh, sie sollen sich hüten, die beiden.

Und er stößt heraus, scharf und bitter: „Heut, ja! Ich habe euch gesehen, Arm in Arm! O, du hast dich rasch getröstet. Es ist ein stattlicher Mann!" —

„Rasch getröstet mit Walter?!" Gabriele fährt verwundert auf. „Was willst du? Endlich einmal hat er sein Wort wahrgemacht, ist aus Philadelphia herübergekommen! Neun Jahre lang hatten wir ihn nicht gesehen! Und nun — Gerold, freilich, du hast ihn daheim nicht kennen lernen — was hast du denn angenommen? Hast du am Ende gemeint, ich wäre mit ihm verheiratet — mit Bruder Walter?" Sie lacht auf, beglückt, selig, daß sie ihm das eröffnen kann, und doch ist ihr die Entschleierung zur Schade für ein Lachen. Ein Schluchzen steckt ihr plötzlich in der Kehle, als sie fortfährt: „Also daher dein Abwenden an der Kirchentür? Daher deine hastige Flucht über den Kanal? Und daher wohl auch — heut abend — die Szene? Du hieltest eine andere im Arm — eine Geliebte . . ." Zögernd hat sie die Worte herausgebracht. Ihre Stimme bebt im verhaltenen Weinen.

„Eine Geliebte —?" Die lohende Fackel am Bug des Fahrzeuges wirft helles Licht in zwei erstaunt aufblickende, verstörte Augen. „Eine Geliebte?" Noch einmal spricht er die Worte nach. Da plötzlich ist alles Erlebte wieder in seiner Vorstellung — sein Gram all die Zeit her — seine aufgestachelte Wut am Mittag und endlich Colomba, die Taube ohne Falsch. —

„Die Taube von San Marco!" Er stößt die letzten Worte jäh heraus, wie einer etwas Unmögliches aus seiner Vorstellung wirft. Und nun plötzlich lacht er auf, lacht wie ein Mann, der überwunden sieht, was ihn seindlich bedrückt hat, und der sich stark genug fühlt, Versöhnlies gut zu machen.

„Eine venezianische Wetterhexe ist es gewesen!" bricht er aus. „Gerade für gut genug hat sie den vergrämten Deutschen gehalten, ihrem kühlgewordenen Liebhaber gegenüber den Strohmann spielen zu lassen. Eine törichte Rolle für mich, Gabriele, und eine gefährliche dazu. Ohne dich und deinen Bruder hätte ich büßen müssen, was ich mir da angerührt hatte. Herrgott im Himmel! Gabriele, ihr habt mich gerettet — — wozu, wozu, wenn du mir gram bleiben willst?"

Da endlich kommt Leben in ihre starre Gestalt. Leise sinkt ihr Körper gegen den seinen.

„Ach, Gerold", flüstert sie, „ich bin dir nie vorher gram gewesen, bis — heut abend. Und da warst du plötzlich all die wilden Italiener um dich und das Messer war über dir — darum — will ich dir — glauben. Ich habe dich ja wieder — lebend wieder!" Mit wundersam sanfter Bewegung schlingt sie den Arm um seinen Hals, und er fühlt ihre Lippen wie einen Hauch auf seiner Wange.

Aber dann flüstert sie jedoch in sein Ohr: „Aus Venedig laß uns rasch fort, nicht wahr? Das wilde Mädchen — „die Taube von San Marco" hast du sie genannt . . . Nun will ich nichts mehr davon sagen, aber auf dem großen Markusplatz — es gibt da so viele Tauben . . . ."

Stiller Schmerz.

Wem nach langer Herbernacht,
Wem nach heißen Fieberwochen
Wieder neu das Leben lacht,
Frühlingsfrisch die Pulse pochen,
Heilig wie das Sonnenlicht
Ist sein Herz und weiß es nicht.

Aber dich, o dich zernagt
Eine Wunde, die nicht blutet,
Dich ein Schmerz unausgeklagt,
Dessen Quell wie Lethe flutet.
Dessen Heilung nie gelingt,
Den kein Lied in Schlummer singt.

Eines Grams nur leiser Duft,
Nur der Schatten eines Kummers,
Stockt in deiner Lebensluft,
Stört den Frieden deines Schlummers;
Namenlos und schattenhaft
Haugt er deine beste Kraft.

Nie zu rasten, nie zu ruhn,
Und doch nie ins volle Leben
Einen festen Schritt zu tun,
Zu erglühen im Bestreben,
Zu erliegen im Versuch,
Weh dir, Herz, das ist dein Fluch!

Hermann Clegg.

Die Trennung heißt, der Liebe Bund erneuern.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

In der Liebe sind Blicke beredter als Worte der Lippe.
Paul Heyse.

Kaiserin und Dichterin.

Die Kaiserin-Witwe von Japan, die Gattin des großen Mutsuhito, die nunmehr ihrem Gemahl ins Schattenreich ihrer erlauchten Ahnen nachgefolgt ist, war nicht nur eine mächtige Kaiserin, die an der Seite des Mikado Großes gewirkt hat, sondern auch eine Herrscherin im Reiche des Schönen. Haruko, ein Mitglied des Hauses Fujiwara, dem seit Jahrhunderten alle japanischen Kaiserinnen entstammen, die Tochter des Fürsten Kichito Tadaka, der eine Zeitlang das Szepter Japans führte, war das Ideal einer Schönen aus dem Lande der Chrysantemen. Der Name „Frühling", den sie trug, paßte vorzüglich zu der zarten frischen Anmut der Erscheinung. Ihr blasses Gesicht verriet Klugheit in jedem Zuge; ihre zierliche Gestalt atmete eine fast gebrechliche Grazie, und die Lebendigkeit, die aus ihrem Wesen strahlte, fesselte durch einen ganz eigentümlichen Zauber. Wie auch war von einer gereizten unmöglichen Kleinheit und galt für die schönste und niedlichste Hand in ganz Japan, was in diesem Paradies der zarten Hände viel besagen will. Sie bewegte sich auch ungezwungen in europäischem Kostüm, in denen sonst die Japanerinnen oft so hilflos und plump sind. Ein angeborener Schönheitssinn leitete sie in allem und eine angeborene Begabung. Sie war nämlich eine große Dichterin, und man erzählt, daß der Kaiser Haruko hauptsächlich unter allen heiratsfähigen Damen seines Hofes deshalb zur Gattin erkor, weil sie die schönsten Verse schreiben konnte.

Mutsuhito war selbst ein Poet von nicht gewöhnlichem Talent und konnte den Wert dieser Dichtungen wohl beurteilen. Manche Lieder der Kaiserin haben unter ihrem Volke eine große Beliebtheit erlangt. So wird z. B. eines ihrer schönsten von allen Schulkindern des Landes bei allen Festen gesungen. Sie verstand es, ihre edlen und feinen Gefühle im klassischen Stil der Blütezeit japanischer Lyrik auszudrücken. Dieser feine Kunstgeschmack hat auch sonst in ihren Wirken schöne Früchte getragen. Haruko hat ja an der Seite ihres Gatten eine große Revolution ihrer Heimat durchgeführt, in der die altjapanische Kultur einer modernen abendländischen Reform weichen mußte. Da war es ein großes Glück für das Land, daß die Herrscherin den alten Kunststilen eine treue Liebe bewahrte und verbinderte, daß die Herrlichkeiten der Vergangenheit der Verachtung und Zerstörung anheim fielen. So sehr sie aber auch den ästhetischen Wert der früheren Kunst schätzte, so war sie doch eine ganz moderne Frau, die westliche und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140419022/fragment/page=0002